

**HEYNE  
HARD  
CORE**

### Zum Buch

*Willkommen in Verdon, Nebraska ...* Lincoln Fargo ist der Patriarch des Fargo-Clans, einer vollkommen dekadenten Familie, die auf ihrem Landsitz in einer selbst geschaffenen Welt des Abgründigen lebt. Lincoln Fargo blickt auf ein Leben in Sünde zurück, seine gottesfürchtige Frau Pearl steigert sich in den Wahn, den Familienbesitz an Gott zu verkaufen, während ihr Sohn Grant in der Liebe zu seiner zerbrechlichen Cousine seinem großen Vorbild Edgar Allan Poe nacheifert. Doch dies ist nur die Oberfläche der Verkommenheit. Der Fargo-Clan verbirgt ein finsternes Geheimnis – ein Geheimnis, das die Familie schließlich in die unvermeidbare höllische Katastrophe reißen wird ...

### Zum Autor

Jim Thompson wurde 1906 in Anadarko, Oklahoma, als James Myers Thompson geboren. Er begann früh zu trinken und schlug sich als Glücksspieler, Sprengstoffexperte, Ölarbeiter und Alkoholschmuggler durch. Obwohl er bereits mit fünfzehn Jahren seine erste Kriminalgeschichte verkaufte, konnte er erst seit Beginn der fünfziger Jahre vom Schreiben leben. Für Hollywood verfasste er zahlreiche Drehbücher, u. a. für so namhafte Regisseure wie Stanley Kubrick. Thompson gilt als zentraler Vertreter des Noir-Genres. Er starb 1977 in Los Angeles, seine Asche wurde im Pazifischen Ozean verstreut.

### Lieferbare Titel

*Jetzt und auf Erden – In die finstere Nacht – Blind vor Wut – Die Verdammten – Südlich vom Himmel*

Jim Thompson

# Fürchte den Donner

ROMAN

*Aus dem Amerikanischen von  
Franz Dobler*

*Mit einem Vorwort von  
James Ellroy  
und einem Nachwort von  
Thomas Wörtche*

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die amerikanische Ausgabe HEED THE THUNDER erschien  
1994 bei First Vintage Crime/Black Lizard Edition, New York

Unter [www.heyne-hardcore.de](http://www.heyne-hardcore.de) finden Sie das komplette  
Hardcore-Programm, den monatlichen Newsletter sowie unser  
halbjährlich erscheinendes CORE-Magazin mit Themen rund  
um das Hardcore-Universum. Weitere News unter  
[facebook.com/heyne.hardcore](https://facebook.com/heyne.hardcore)



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 01/2016  
Copyright © 1943 by Jim Thompson  
Copyright renewed 1973 by Jim Thompson  
Copyright © 2016 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Redaktion: Thomas Brill  
Printed in Germany  
Vorwort © 1991 by James Ellroy  
Nachwort © 2015 by Thomas Wörtche  
Umschlaggestaltung: Melville Brand Design, München,  
unter Verwendung eines Motivs von © Getty Images/Jan Stromme  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-453-43787-6

[www.heyne-hardcore.de](http://www.heyne-hardcore.de)

## Vorwort

Von James Ellroy

Sozialer Realismus/Seifenoper an der Grenze zu Horror – Jim Thompsons zweiter Roman, *Heed the Thunder*, ist herausragend als Vermächtnis für Punkt eins und als heißer Vorbote für Punkt zwei. Mehr als irgendein anderer zeigt er seine Wurzeln – sowohl geografisch als auch literarisch – und macht den Prozess deutlich, wie Thompson sich damals mit seiner unstillbaren Begierde, zu weit zu gehen, infiziert hat.

Verdon, Nebraska, um 1910 – Thompson nennt das Jahr nie genau –, aber die ersten Automobile tauchen auf, ein Luxus, den die meisten der Verlierer-Truppe aus *Fürchte den Donner* nie kennenlernen. Lincoln Fargo – alt, Soldat der Union im Bürgerkrieg, sitzt als Patriarch im Zentrum der Story – sein Clan ist ein schreiender, quengelnder, zupackender Haufen – entfernte Verwandte heiraten untereinander und breiten sich über Verdon aus, und der Leser vergisst somit nie, dass es zu einem Inzest kommen könnte, wann immer ein Mann mit einer Frau flirtet. Inzest *kommt* vor – unter Cousins ersten Grades –, aber das Buch wurde 1946 veröffentlicht und erreichte leider nie den Bekanntheits-

grad von White-Trash-Epen wie *Gottes kleiner Acker*. Inzest kommt vor, Mord kommt vor; Menschen kommen, gehen, bleiben immer dieselben oder ändern sich für immer – bestehen bleibt nur das gesegnete Land – fruchtbar, unveränderlich – es ernährt die Stolzen, die Frevler, die Schwachen, die Starken, die Betrüger, die Besoffenen, die Schlaunen, die Tölpel, hauptsächlich die komplett Neurotischen.

Stellen Sie sich das Bild so vor: Thompson flirtet mit dem Horror; es war ihm nicht erlaubt, oder er wusste nicht, wie er um den Horror einen Roman konstruieren könnte – vielleicht wollte ihm sein Verleger diese Freiheit nicht lassen. Er war jung, vielleicht von Dreiser und Sinclair Lewis beeinflusst – er wollte auf Lewis' Die-Scheinheiligkeit-im-Cornbelt-Nummer noch eins draufsetzen, allerdings mit etwas, das Lewis nie versucht hat – tiefer Sympathie für seine Charaktere. *Fürchte den Donner* kam 1946 in die Buchläden; ein Buch, das weitgehend ein Produkt der Depressionszeit ist: Politiker sind korrupt, die Eisenbahn überrollt den kleinen Mann, und der Clown, der dir kürzlich eine Dreschmaschine verkaufte, hat dir fehlerhaftes Material angedreht, an dem du noch lange abzahlen wirst, nachdem es hinüber ist. Das Bild: sozialer Realismus à la Steinbeck; Thompsons ehrgeiziger Plan, ein Epos zu schaffen, das seine eigene Zeit und seinen Ort widerspiegelt – ohne jedoch vollständig damit verhaftet zu sein –, was die Tatsache bezeugt, dass er die Story nicht in der Depressionszeit angesiedelt hat – er vermeidet geschickt einen historischen Kontext, der die

Leser von den menschlichen Konflikten ablenken könnte.

Und obwohl sich die Einführung der Personen und der Aufbau der Szenerie furchtbar dahinzieht, wenn sich die verlorenen/verdammten, ehrbar und unehrenhaft überlebenden Fargos auf ihren Weg in die Verdammnis/Erlösung machen – tanzen sie Boogie, weil ...

Thompson damit eine Gothic-Kulisse aufgebaut hat, die dann bereit dafür ist, um den HORROR abzufeuern. Ein Wanderprediger bringt Farmer dazu, ihm ihren Besitz zu überschreiben; Pearl Fargo stellt den Scheck auf Gott aus und löst damit eine Kette von Ereignissen aus – Schicksale verwickeln sich, angestoßen von religiösen Machenschaften – enden in HORROR. (Der Prediger wird geteert, gefedert und aus der Stadt gejagt – diese ehrbaren Bauern – der junge Schreiber Thompson bringt seinen Arsch in Sicherheit – während ich mir gewünscht hätte, dass dieser Typ dort länger herumhängt und Leute fertigmacht.)

Einer Fargo-Tochter, die Lehrerin ist, wird von einem dummen polnischen Jungen etwas Übles nachgerufen; ein Fargo-Schwiegersohn nimmt Rache – die Konsequenzen sind HORROR und überlagern das gesamte Ende des Buchs.

Einem Mann wird mitgeteilt, er habe Syphilis – eine Szene, die gespielt wird, um pikareskes Gelächter hervorzurufen – der HORROR lauert im Unausgesprochenen – er stirbt nicht oder wird *vollkommen* verrückt – seine von Würmern zerfressene Seele wird nur immer kleiner und kleinlicher.

Ted und Gus Fargo – raue, gutherzige Jungs – springen auf den Zug und landen in Texas. Eine nicht besonders heftige Auseinandersetzung bringt sie für lange Zeit ins Gefängnis.

HORROR.

Horror – sind die überzeugendsten Stellen in diesem Buch.

Horror – erzeugen die am geschicktesten manipulierten Charaktere von *Fürchte den Donner*.

Horror – Thompson untersucht sein Gebiet, sucht nach seiner Stimme, vielleicht noch nicht ganz davon überzeugt, dass sie ihn dorthin bringen kann, wo er hinwill, hinmuss ...

Horror.

Abgesehen vom Horror – *Fürchte den Donner* ist nach fünfzig Jahren immer noch einfach herausragend. Es ist das erste Buch von Thompson, das ich gelesen habe – jetzt will ich mehr lesen, den Mann dabei beobachten, wie er sich als Schriftsteller entwickelt. *Fürchte den Donner* – dieser Hybrid – Ma und Pa Kettle treffen Steinbeck und Dostojewski auf irgendeiner Reise durch Amerika, die seine Biografen übersehen haben. *Fürchte den Donner* hat bis heute Bestand. Lassen Sie den Titel – nirgendwo sonst war er so gerechtfertigt – für sich selbst als Einführung sprechen. Der Donner sollte kommen, bald.



Für Lois und Elliott McDowell

»Ah, nimm das Geld und vergiss den Kredit ...«



## 1.

Es war fünf Uhr, als der Zug in Verdon hielt, und die Stadt und das Tal lagen immer noch in der gräulichen Finsternis kurz vor der Dämmerung. Entlang der Hügelkuppe der Sandhills schlängelten sich die Spitzen der ersten Sonnenstrahlen vorsichtig über die Heuwiesen herein, tauchten zitternd in den eisigen Calamus, schossen durch Viehzäune zurück, sausten an Dreckmatsch und Gräben vorbei; das fruchtbare Tal aber schlief ungestört weiter, dunkel, genüsslich. Es klammerte sich an die Nacht, als wollte es bis zum letzten Moment gültige und riesige Kraft für die gewaltigen Mühen des Tages schöpfen; und die trüben Lichter des Zugs hatten der Nacht nichts entgegenzusetzen, sie waren zufrieden mit dem Bereich, für den sie zuständig waren. Der lange Bahnsteig war eine große Fläche aus braunen Brettern, die von Alter, Dürre und Regen mitgenommen waren.

Als Mrs. Dillon aus dem Zug stieg, zog sie ihren Ellenbogen vorsichtig von der angebotenen Hand des Zugführers weg. Das war nicht ausschließlich ihrer Prüderie geschuldet (obwohl sie aufgrund ihrer Erziehung geneigt war zu glauben, dass eine Frau, die ohne Begleitung reiste, gar nicht vorsichtig genug sein konnte), sondern hatte vor allem damit zu tun, dass sie den

Zugführer nicht ausstehen konnte und er ihr Angst einjagte. Sie sprach sich selbst Mut zu, dass sie sich gegen jeden Mann behaupten könnte – und gegen zwei von seiner Sorte –, trotzdem spürte sie Furcht und Abneigung. Es waren die Angst und die Abscheu einer stolzen Person, die von ihm mehr verlangt hatte, als er bieten konnte. Sie hätte, um einen ihrer Lieblingsausdrücke zu benutzen, dem Zugtypen am liebsten die Haare vom Kopf gerissen.

Weil sie sich ihm also entziehen wollte, und zum Teil auch, weil es dunkel war, setzte sie ihren Fuß nicht genau auf den Schemel, der beim Aussteigen behilflich sein sollte. Sie fiel nach vorn auf den Bahnsteig und drehte dabei instinktiv ihren Körper herum, um ihren Sohn, den sie im Arm hielt, nicht zu zerquetschen. Er landete auf ihrem Bauch, rollte über ihr Gesicht und ihren mit Straußenfedern geschmückten Hut und wachte, auf den Knien, heulend auf. Mit einer heftigen Handbewegung zerrte sie ihre Röcke und Unterröcke ordentlich nach unten und war wieder auf den Beinen, ehe der Zugführer bei ihr war.

Sie bückte sich, presste den Jungen einmal kurz an ihren Busen und schüttelte ihn dann heftig. »Dir geht's gut, oder? Dann hör schon mit dem Gebrüll auf.« Während sie ihren Hut zurechtrückte, stieß sie ihn mit der anderen Hand an. »Tut dir irgendwas weh? Halt jetzt die Klappe! Zeig mir, wo du dir wehgetan hast.«

Der Zugführer räusperte sich. »Also, Lady. Wie wäre es, wenn wir beide unsere Angelegenheit klären, damit der Zug weiterfahren kann?«

»Was?« Mrs. Dillon drehte sich wütend zu ihm um.  
»Hören Sie auf, mich zu belästigen! Ich bin schon halb krank, weil Sie mir die ganze Fahrt auf die Nerven gehen. Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen!«

»Sie sagen, dass Ihr Ehemann eine Anwaltskanzlei in Oklahoma City hat?«

»Genau das habe ich gesagt!«, sagte Mrs. Dillon. »Robert A. Dillon, Rechtsanwalt.« Sie betonte jede Silbe der Berufsbezeichnung, voller Sehnsucht, obwohl sie Angst hatte.

»Aber dort ist er zurzeit nicht?«

»Nein, ist er nicht! Auch das habe ich Ihnen gesagt! Und ich erkläre Ihnen noch einmal, ich weiß nicht, wo er ist, und ... und es interessiert mich nicht!«

»Gut, lassen wir das«, sagte der Zugführer, der im Licht seiner Laterne etwas in ein Notizbuch schrieb.  
»Wen besuchen Sie hier?«

»Das geht Sie nichts an!«

»Die Eltern, hm?« Der Zugführer schrieb weiter.  
»Und Sie bleiben dabei, dass dieses große Kerlchen erst fünf Jahre alt ist, dass er noch nicht mal ganz fünf ist?«

»Habe ich Ihnen schon hundertmal gesagt. Ich werd's nicht nochmal tun.«

»Also gut« – er klappte sein Notizbuch mit einem Knall zusammen –, »Sie werden sehen, dass man die Eisenbahngesellschaft nicht betrügen kann, Lady. Es ist am besten, wenn man's gar nicht erst versucht. Sie hören von uns.«

Mrs. Dillon starrte ihn an, bebend vor Wut. »Oh, werde ich das?«, fragte sie plötzlich herausfordernd.

»Das werden Sie. Sie können nicht ...«

»Sagen Sie mir nicht, was ich tun kann und was nicht! Mein Sohn Robert und ich sind gerade beim Aussteigen aus Ihrem Zug gestürzt. Die Stufe war glatt, jawohl, und ich wette, dass ein Arzt so einige Verletzungen bei uns feststellen würde, und ich hätte gute Lust, um ...«

»Jetzt mal langsam«, protestierte der Zugführer. »Diese Stufe ist nicht glatt. Außerdem hat niemand gesehen, wie Sie ...«

»Ich werde 'ne Menge Leute auftreiben, die bezeugen können, dass sie's gesehen haben!« Mrs. Dillon war jetzt fast am Brüllen. »Meine Familie hat diese Stadt praktisch aufgebaut. Ich und meine ... meine Familie und ihre Freunde haben die Stadt da hinten gegründet, wo der Bahnhof sein sollte, anstatt eine halbe Meile weiter hier draußen. Jawohl, sie haben Tausende von Dollars für Grundstücke hingeblickert und sich in diesem Getreidefeld niedergelassen. Und sie bezahlen so viel Frachtgeld an Ihre räuberische Eisenbahn, dass es sich in der Hälfte aller Fälle für sie überhaupt nicht lohnt, ihr Zeug irgendwohin zu verfrachten. Und ...«

»Ist ja gut, Lady, schon gut.« Der Zugführer schwenkte müde seine Laterne. »Dann sagen wir unentschieden.«

Er wusste sogar besser als sie, was passierte, wenn in diesem Streckenabschnitt einer, der auf dem Land hier lebte, gegen die Eisenbahn vor Gericht zog. Für sie zählte nur der Clan, und sie waren untereinander verheiratet; und selbst wenn sie sich gerade gegenseitig bekämpften, würden sie damit aufhören, um gemeinsam

gegen die Eisenbahn vorzugehen. Es war immer ein wertvolles Holstein-Rind, das überfahren worden war, und es war immer ein Feld mit hochwertigen Saatgut-Pflanzen, das wegen der Funken aus dem Schornstein eines Zugs abgebrannt war. Nicht dass die Eisenbahn machtlos war; sie hatte sich mit wachsender Größe nur zu weit von ihren Wurzeln entfernt. Sie hatte sich auf Kosten von anderen mit Baugrund und Subventionen und Subunternehmerverträgen gesundgestoßen, hatte dann den einen Bereich hängen lassen, einen anderen gestärkt, und dann diesem damit gedroht, es könnte ihm genauso übel ergehen wie dem ersteren. Und selbst jetzt hatte die Eisenbahn reichlich zu fressen, stopfte weitaus mehr in sich rein, als es ihre Ausgaben erforderten – ihre legitimen Ausgaben. Aber ihre Freunde, oder eher Diener, saßen in den großen Städten und Hauptstädten. Dort grüntem die Zweige. Während die ungeschützten und angenagten Wurzeln starben, aus reiner Bosheit oder weil sie nur widerwillig gegossen wurden.

Mrs. Dillon sah zu, wie der Zug ruckte, vor Anstrengung ächzte und langsam abfuhr. Sie war sich der Tatsache nicht im Geringsten bewusst, dass sie Geschichte geschrieben hatte und das Symbol für eine Ära war, die man, vielleicht unabsichtlich, fast immer falsch interpretieren würde. Dreißig Jahre später, sogar schon fünfzehn Jahre später, in der Depressionszeit der frühen Zwanzigerjahre, als Leitartikelschreiber und Politiker dem unbeugsamen Individualismus der alten Zeiten nachweinten – womit sie genau genommen predigten,

der Regierung zu misstrauen, und zur Anarchie aufriefen –, würde Mrs. Dillon immer noch nicht erkennen, welche Rolle sie dabei gespielt hatte, und wenn doch, dann hätte es sie nicht groß gekümmert.

Die Dinge, die ihr bestechend klar und scharf in Erinnerung bleiben sollten, waren die Dämmerung, die sich über den Fluss ausbreitete, wie Farbe, die auf eine Leinwand aufgetragen wird; die grünen Getreidefelder, die mit ihren Trieben knackten und knisterten; das gedämpfte, traurige Muhen von erwachenden Rindern; ihre Jugend und ihre Zuversicht im Angesicht des Desasters; ihr Junge, ihr Junge, ihr Junge ...

Sie tätschelte ihn jetzt wieder liebevoll, spuckte in ihre Hand, schmierte die Spucke in die widerspenstige Haartolle an seinem Hinterkopf und drohte ihm, sie würde ihm die Haut bei lebendigem Leib abziehen.

»Was hast du denn herumzubrüllen?«, herrschte sie ihn an. »Ich schwör dir, ich versohl dir den Arsch, wenn du nicht die Klappe hältst. Was ist denn mit Mamas kleinem Liebling los?«

»W-wo ist Papa?«

»Woher soll ich ... vielleicht musste er sich mit einem Mann treffen. Er wird bald wieder bei uns sein, und wenn du kein braver Junge bist, werde ich ihm das erzählen.«

»Wird er dann im Haus von Grandpa Fargo sein?«

»Oh, das vermute ich mal. Werden wir sehen.«

Der Junge fing wieder zu heulen an. »D-du hast gesagt, dass Pa-papi bei Grandpa sein wird! D-du hast g-gesagt ...«



»Ja, verflixt und zugenäht, ich sagte, wir werden sehen!«, schrie Mrs. Dillon. »Und jetzt halt die Klappe, oder er wird dich hören und weglaufen!«

»M-mach ich.« Der Junge zitterte und rieb sich die Augen.

»Musst du auf die Toilette?«

»M-hm.«

»Hab ich's mir doch gedacht!«, sagte Mrs. Dillon. »Immer wenn du mit deinem Affentanz anfängst, sollte mir klar sein, was nicht stimmt.«

Sie wandte sich von ihrem Bastkoffer und dem Ausblick auf die Leinwand ab, packte den Jungen an der Hand und führte ihn den knapp zwanzig Meter – teure und unnötige Meter – langen Bahnsteig hinunter. Inzwischen stieg die Nacht auf wie Nebel, und darunter ballte sich ein ständig höher werdender Wall von Tageslicht.

Am Ende des Bahnsteigs deutete Mrs. Dillon nach unten, auf einen schmalen, von Unkraut überwucherten Pfad, der durch einen Graben zu einem trüben, roten Häuschen auf der anderen Seite führte. Die Tür stand offen, und der stechende, nicht unangenehme Geruch von Limonen drang sogar durch die frische Morgenluft.

»Da ist es«, sagte Mrs. Dillon. »Du gehst jetzt da rüber.«

Der Junge kicherte ungläubig. »Wäh, das ist aber kein Badezimmer.«

»Das ist tatsächlich keineswegs ein Badezimmer.«

»Aber wo ist denn das Badezimmer?«

»Ich wollte sagen, es ist auch ein Badezimmer«, sagte Mrs. Dillon. »Sie nennen es das stille Örtchen. Es ist die einzige Art von Badezimmer, die sie hier auf dem Land kennen.«

»Wäh«, sagte der Junge, sah ihr forschend ins Gesicht und dann wieder auf das Häuschen. Es sah aus wie eines dieser Häuser, die er mit seinem Vater immer aus Karten aufgebaut hatte. »Bist du auf ein stilles Örtchen gegangen, als du ein kleiner Junge warst?«

»Bin ich immer«, sagte Mrs. Dillon voller Überzeugung.

Robert trat unsicher auf der Stelle und umklammerte sich. »Du musst mit mir gehen«, wimmerte er.

»Nein, ich werde nicht mit dir gehen. Ich würde mir meine Röcke in diesem Unkraut so nass machen, dass sie nie wieder trocken werden. Du gehst da rüber, und ich warte genau hier.«

»Du gehst nicht weg?«

»Wo sollte ich denn hingehen, um Himmels willen? Auf einen Telefonmast klettern?«

Robert kicherte, seine Mutter gab ihm einen leichten Stoß, und er betrat den Pfad nach unten. Als er nach mehreren Pausen und wütenden Aufforderungen weiterzugehen den Graben erreichte, konnte er erkennen, dass das Häuschen leer war, und ab da schritt er tapfer voran. Er ging rein und schaute sich um. Der einzige Einrichtungsgegenstand in diesem Bau war etwas, das wie eine Truhe mit zwei Löchern aussah und an der gegenüberliegenden Wand stand. Er näherte sich dem Ding langsam und schaute schnüffelnd in einen

schwarzen Schlund hinunter. Dann schob er sein Gesicht näher an das kleinere der beiden Löcher, das für Frauen bestimmt war, und studierte es eine Weile mit größtem Interesse.

Stirnrunzelnd – falls man bei einem knapp siebenjährigen Kind von gerunzelter Stirn sprechen kann – ging er zur Tür zurück.

»Da unten ist irgendwas«, rief er. »Es ist nicht gespült.«

»Es wurde nicht gespült«, verbesserte ihn Mrs. Dillon.

»Weiß ich, dass es nicht wurde.«

»Robert!«, zischte Mrs. Dillon. »Wenn du nicht aufhörst, mich zu ärgern – wenn ich zu dir rüberkommen muss ...!«

»Aber es ist nicht ... es ist voll.«

»Ist es nicht!« Mrs. Dillon brüllte schon fast. »Da ist immer noch genügend Platz!«

»Ja, aber was machen die denn damit?«

»Ich weiß es nicht!«, schrie Mrs. Dillon und seufzte. »Schon gut, ja, ich weiß es. Die Chinamänner kommen herauf und holen es ab.«

»Oh«, sagte ihr Sohn.

In ihrer Aussage war genug Wahres enthalten, von dem er schon gehört hatte, dass er damit zufrieden war. Er konnte nicht verstehen, warum die Chinamänner eine dermaßen stinkende Arbeit übernahmen oder wie sie es schafften, durch die Erde heraufzukommen, um das zu erledigen. Aber genauso wenig konnte er verstehen, wie es möglich war, dass sie auf der anderen Seite

der Erde mit dem Kopf nach unten herumliefen, was sie ja zweifellos taten.

»Aber dann« – er zögerte – »tauchen sie ja vielleicht auf und packen mich.«

»Ich schwöre dir, dass sie dich wieder zurückbringen würden, wenn sie's tun würden!«, antwortete seine Mutter. »Aber sie tun das nicht. Sie sind so spät nicht mehr draußen. *Und jetzt mach endlich!*«

Und Robert machte. Angenehm aufgeschreckt von der plötzlichen Nähe der Chinamänner und von der Idee belustigt, er könnte einen Nachzügler anpissen, erledigte er das, was von ihm erwartet wurde, und drehte sich um, um den Ort zu verlassen. Was er jedoch nicht sofort machte, natürlich. Sein schwacher Punkt, der seinen Grund im Moment vielleicht in einer körperlichen Schwäche hatte (das Bedürfnis, sich auszuruhen und zugleich eine Entschuldigung dafür zu haben), war, dass er seiner Neugier freien Lauf ließ, sobald sie geweckt wurde.

Er entdeckte einen zerknitterten Katalog, der an einem Nagel an der Wand hing. Er nahm ihn herunter, trug ihn zur Tür, hielt ihn hoch und forderte eine Erklärung, warum man ihn hier angebracht hatte.

»Robert! Du kommst jetzt sofort wieder rüber!«

»Aber wozu ist das denn?«

»Das ist ... das ist, um es zu lesen!«

»Na gut«, sagte der Junge, »dann sollte ich es vielleicht besser mal ein bisschen lesen.«

Er öffnete das dicke Buch umständlich und fing an, sich durch die Seiten zu blättern, auf der Suche nach

Abbildungen, die ihm helfen würden, den Text zu verstehen. Er war ein dünner, blasser, unbeholfener Junge mit einem großen Kopf und sandfarbenen Haaren. Er trug einen, wie man es damals nannte, Buster-Brown-Anzug: ein Matrosenhemd mit einem großen herabfallenden Kragen und eine knielange, weit ausgestellte Hose, die an der Taille mit einem Ring großer weißer Knöpfe befestigt war. Auf dem Kopf hatte er einen breitkrepfigen braunen Seemannshut, der von einem Gummiband unter dem Kinn festgehalten wurde und um den Kopfteil herum und an der Rückseite mit Bändern geschmückt war. An den Füßen trug er braun gestreifte, wadenlange Strümpfe und solide Slipper aus Leder.

Er hatte diese Tracht nur akzeptiert, nachdem ihm Mrs. Dillon mehrmals versichert hatte, dass es die gängige Uniform der Armee der Vereinigten Staaten wäre. Sie hatte ihn in der vergeblichen Hoffnung so ausstaffiert, die Kontrolleure im Zug über sein wahres Alter hinwegtäuschen zu können.

Es war ihre Veranlagung zu strengster Sparsamkeit, die sie auf die Idee gebracht hatte, es damit zu versuchen, aber als sie ihn jetzt ansah, schossen ihr Tränen in die Augen, weil er so ahnungslos und voller Vertrauen war und zugleich so albern aussah. Was für eine Schande, das Vertrauen eines Kindes so zu missbrauchen! Dafür gab es keine Entschuldigung. Das werde ich, dachte sie, nie wieder tun.

Sie kniff ihre Augen zusammen und bedeckte sie einen Moment lang mit der Hand. Und als sie sie wie-

der öffnete, stand er direkt vor ihr und lächelte stolz zu ihr hoch.

»Die Chinamänner haben mich nicht gekriegt, Mama. Ich bin ganz allein da reingegangen, und ich hatte überhaupt keine Angst.«

»Natürlich hattest du keine Angst! Du bist doch Mamas großer tapferer Junge, stimmt's?«

»M-hm. Gehen wir jetzt rüber zum Haus von Grandpa Fargo?«

»Ja, mein Schatz.«

»Und ist Papa da?«

»Ich fürchte, nein, Schätzchen.«

»Aber du hast gesagt, er ist da! Du hast gesagt, dass Papa da ist! Du weißt, dass du's gesagt hast! Du hast gesagt ...«

»Das stimmt«, sagte Mrs. Dillon, »vielleicht ist er ja da. Wir werden sehen.«

## 2.

Lincoln Fargo war im Alter zwischen zwölf und siebzehn in die Armee der Union eingetreten. Er war eine Waise und in einer Zeit geboren, in der die Lebensdaten von Menschen nur ungenau verzeichnet wurden, und deshalb wusste er nicht, wie alt er war – und es spielte auch keine Rolle. Er pflegte zu sagen – in Anspielung auf einen Ausspruch des Mannes, nach dem sie ihm seinen Namen gegeben hatten –, dass er alt genug war.

Er war vor allem deshalb zur Armee gegangen, weil er dafür bezahlt wurde (er war für den Sohn eines reichen Farmers eingesprungen und hatte dafür zweihundert Dollar bekommen); und zweitens, weil es der richtigen, der patriotischen Sache diente. Aber vielleicht hatten ihn auch beide Aspekte zu gleichen Teilen dazu bewegt. Er war so stolz auf seine Reputation wie jeder andere Mann, und er war nur so käuflich, wie es nötig war. Aber als Junge, der keine andere Zukunft hatte als die, die er sich selbst aufbaute, musste er es womöglich ein wenig mehr sein als andere.

Er war in der Armee geblieben, weil er nicht wusste, wie man ausstieg. Und obwohl er das Beste daraus gemacht hatte und dann als Full Sergeant entlassen wurde, hatte er seitdem nur noch eine sehr schlechte Mei-

nung von Kriegen. In seinem Innersten war er davon überzeugt, dass er betrogen worden war.

Mit beträchtlichem Abstand, und umso schärfer, je genauer er darüber nachgedacht hatte, war ihm klar geworden, dass ein Mann nicht mehr Freiheit bekam, als er sich selbst erarbeitete. Manchmal bekam er nicht mal so viel, es sei denn, er hatte Glück; mit Sicherheit jedoch war der Versuch nutzlos, sie ihm einfach zu schenken. Die Muskeln, die man bekam, wenn man sich seine Freiheit erkämpfte, benötigte man, um sie zu behalten, und wer sie nicht hatte, würde nicht lange frei bleiben. Es gab jedoch noch eine andere Möglichkeit, die Sache zu betrachten. Angenommen, dein Nachbar hat einen Hund in seinem Keller eingesperrt, und du willst ihn dazu bringen, ihn freizulassen. Es kommt zum Kampf, ihr werdet beide getötet und habt das Haus bis auf die Grundmauern zerstört. Der Hund ist jetzt frei, aber war es das wert? Und hätte er es nicht wahrscheinlich selbst herausgeschafft, oder hätte sich der Nachbar nicht ohnehin bald erweichen lassen?

Wenn er in seiner, wie er sich selbst eingestand, Unwissenheit so drüber nachdachte, war Lincoln Fargo davon überzeugt, dass diese einfachen Wahrheiten, die er schon lange begriffen hatte, den Mächten, die für den Krieg verantwortlich waren, damals bekannt gewesen sein mussten. Und deshalb war er davon überzeugt, dass es dafür einen anderen Grund gegeben haben musste, und zwar einen, der mit Geld zu tun hatte.

In den Tagen von Lincoln Fargo war es eine riskante Sache, wenn man im Nachhinein seine Meinung änder-



te. Er war einmal auf die Schnauze gefallen; das war *ihre* Schuld. Wenn er wieder auf die Schnauze fiel, wäre es seine eigene.

Er hatte keinen Bedarf an Kriegen.

Lincoln Fargo fragte sich oft, warum er nach Ohio zurückgekehrt war, nachdem sie ihn ausgemustert hatten. Es gab dort niemanden, der ihn besonders gekümmert hätte. Überall gab es viel mehr Möglichkeiten als in der kleinen Gemeinde, wo er laut Gesetz ein Sklave gewesen war. Aber er war zurückgegangen; das war eine geschichtliche Tatsache. Die gesetzlich nicht genehmigten Banknoten, die er für seine Rekrutierung bekommen hatte, waren inzwischen wertlos geworden; seinen Sold hatte er verspielt. Er nahm eine Arbeit als Maurergehilfe an, für sechs Dollar im Monat, bei freier Kost und Logis plus eine komplette Kleiderausstattung pro Jahr.

Auf einer Farm, wo er das Fundament für ein Silo mauerte, lernte er die Dienstmagd kennen, eine Waise wie er selbst. Alles an ihr amüsierte ihn: ihre fohlenhafte Schönheit, ihre Frömmigkeit, ihre ernsthafte Arbeitssamkeit und Prüderie. Und während er sie an der Leine seines zynischen Humors herumführte, verlor er das, was an seinem Ende des Seils passierte, aus den Augen. Er nahm sie zu einer Erweckungsversammlung mit. Er war zutiefst gedemütigt, als er dann auf der Seite der Leidtragenden erwachte, konvertiert war und sie geheiratet hatte.

Er hatte keinen Bedarf an diesem Stand.

Ohne Ausreden oder Gewissensbisse nahm er ihre Ersparnisse und machte sein eigenes Geschäft auf. Er

arbeitete hart. Wo auch immer es in dieser Region von Ohio irgendwas mit Steinen zu arbeiten gab, übernahm Link Fargo den Job, egal zu welchem Preis. Er wollte Arbeit haben. Und nach fünf Jahren war er keinen Schritt weiter als zu der Zeit, als er angefangen hatte. Schlimmer noch, er war pleite.

Mit dem Gewinn aus einer Poker-Partie verließ er seine Familie und ging nach Saint Louis. Er sollte später nie zugeben, nicht mal sich selbst gegenüber, dass er nicht die Absicht hatte zurückzukommen. In Saint Louis mietete er sich im besten Hotel ein, lebte verschwenderisch und hatte sich bald einen Ruf als erstklassiger Geschichtenerzähler, Spieler und Kenner von gutem Whisky und Essen erarbeitet. Er besaß von Natur aus gute Manieren, hatte aber auch immer noch ein schockierend derbes Mundwerk. Er versprühte eine Aura, die von seinem rauen, übermütigen, guten Humor geprägt war. Es kümmerte ihn einen Dreck. Er erwähnte gelegentlich, er wäre ein Bauunternehmer, um dem Thema dann sofort auszuweichen. Er habe keine Lust, sich darüber zu unterhalten, erklärte er, und dass er nur hier sei, um eine gute Zeit zu haben ... Nein, verdammt, bloß nichts über Geschäfte, sagte Link, und die nächste Runde geht auf mich.

Vielleicht wusste er, was er tat. Er behauptete gern, dass er es wusste.

Eines Abends (als er bis auf seine letzten zwanzig Dollar abgebrannt war) geschah es, dass ihm zwei von seinen Kumpels vorschlugen, in einem der nicht öffentlichen Speisesäle in der oberen Etage zu Abend zu essen. Da

wären ein paar Leute versammelt, die zu treffen sich für ihn lohnen könnte. Ja, war ihnen bekannt, dass er nicht über Geschäfte reden wollte. Wüssten sie schon, dass er *seine* erledigt hätte. Aber nichtsdestotrotz ...

Wenige Tage später kehrte Link nach Ohio zurück. Als Mann, der zu seinem Wort stand, drückte er gewissenhaft ein ganzes Drittel des Geldes, das er für den Bau einer Anzahl von Bahntrassen – er erinnerte sich nicht mehr, wie viele es waren – und von Fundamenten für Wassertanks und Bahnhöfe und ähnliche Arbeiten bekommen hatte, als Provision ab. Und machte dabei selbst einen Gewinn von zehntausend Dollar in zwei Jahren.

In den Achtzehnsechziger- und Siebzigerjahren waren viele große Flüsse des Mittleren Westens bis weit in den Norden, fast bis nach Kanada schiffbar. Die Ortschaften schossen an den Ufern nur so aus dem Boden. Gute Bauplätze wurden zu Preisen verkauft, die mit denen in den Großstädten im Osten mithalten konnten. Es gab anhaltende Gerüchte, dass die Hauptstadt der Vereinigten Staaten an einen viel geeigneteren Ort in der Wildnis von Nebraska verlegt werden sollte. Dort, entlang der Flüsse, würden Städte entstehen, die es mit New York und Chicago und Boston aufnehmen konnten. Sollten die Eisenbahnen doch über enteignetes Land fahren, wo sie wollten. Auf den Flüssen zu reisen war billiger, bequemer und allgemein beliebt – in jeder Hinsicht einfach besser.

Lincoln Fargo ging nach Kansas City. Seine Frau schaffte es, ihn zu überreden, ihr genügend Geld zu ge-

ben, um dort eine Pension zu eröffnen. Mit dem Rest, und einem Bündel von hochinteressanten Schuldscheinen, kaufte er ein Boot. Er organisierte eine Fahrt von Kansas City nach Fairchild, deren Profit für die Schuldscheine draufging. Auf der zweiten Fahrt lief er auf eine Sandbank auf.

Das Boot liegt dort heute noch, irgendwo in Nebraska, ungezählte Meter neben struppigen Grasnarben begraben in etwas, das einst ein Flussbett war. Und beladen mit den Habseligkeiten, darunter ein Konzertflügel, und den Hoffnungen von einigen gestrandeten Möchtegern-Siedlern. Link glaubte – er war sich ziemlich sicher –, dass die Passagiere vollzählig und gesund vom Boot gekommen waren. Aber er bedauerte oft, dass ihn die Empörung seiner menschlichen Fracht davon abgehalten hatte, eine sorgfältige Zählung durchzuführen.

Auf seinem Weg zurück nach Kansas City wurde er zu einer Tat gezwungen, die für ihn die einzige Sache in seinem Leben war, für die er sich schämte. Er klaute ein Pferd. Etwas, das er sich selbst nie verzeihen konnte. Er war der Überzeugung, dass viele der unglücklichen Ereignisse, unter denen er später zu leiden hatte, eine Strafe für dieses Verbrechen waren.

Es sah so aus, als könnte er in Kansas City rein gar nichts auf die Beine stellen, obwohl er sich, wie sogar Mrs. Fargo zugeben musste, größte Mühe gab.

Eines seiner riskanten Unternehmen startete er mit einem Großmaul, einem schillernden, selbst ernannten Professor, der sich in der Pension eingemietet hatte.

Sie verkauften per Mailorder ein Gerät, das garantiert jede Art von Schädlingen vernichtete. Die Zusendung enthielt einen kleinen Backstein, einen Holzhammer und eine einfache Bedienungsanleitung. In der Bedienungsanleitung wurde der Käufer angewiesen, den Schädling auf den Backstein zu legen und ihm dann einen kräftigen Schlag mit dem Holzhammer zu verpassen.

Die Erfindung, falls man's so nennen möchte, verkaufte sich am Anfang gut, und die beiden Verkaufsgenie ignorierten ungestraft mehrere Verwarnungen, die sie aus dem weit entfernten Washington bekamen. Von den Käufern beschwerten sich nur wenige, weil sie wussten, dass es nichts bringen würde. Tatsächlich machten viele von ihnen, wenn sie ihren ersten Ärger runtergeschluckt hatten, ein Konkurrenzunternehmen auf. Und bald wurden Zeitschriften und Briefkästen mit Anzeigen für den Insekten-Killer überflutet. Innerhalb von wenigen Wochen kannte jeder den Dreh, und es gab keinen mehr, der sowas kaufen wollte.

Link war körperlich nicht mehr in der Lage, die schwere Arbeit eines Maurers zu leisten, und das Gefühl dafür hatte er sowieso verloren. Er vertickte Spielkarten an eine Reihe von Spielcasinos, aber man war mit seinem Service nicht zufrieden. Er schaffte es nicht, sich für die Spiele von anderen zu interessieren; und um selbst richtig spielen zu können, fehlte ihm das Geld.

Jeder, der eine Monatsmiete für ein Haus hinblätterte, konnte einen Saloon eröffnen. Für alles, was zusätz-

lich benötigt wurde, gaben einem die verbissen konkurrierenden Brauereien Kredit. Also eröffnete Link, in einem Block mit nur zwölf weiteren Kneipen, einen Saloon, an dessen Totenbett er über einen Zeitraum von mehreren Monaten den Vorsitz hatte. Vielleicht hätte er es geschafft, im Schnaps-Krieg zu den Überlebenden zu gehören, aber es war ein Business, das ihm nicht gefiel. Er wollte keine Anteile an den extrem profitablen Nebengeschäften, die mit den Zimmern darüber, K. o.-Tropfen und Falltüren, die am Fluss endeten, verknüpft waren. Am schlimmsten war jedoch, dass er es nicht ertragen konnte, wenn Leute besoffen waren. Er war der Meinung, dass ein paar Drinks in Ordnung waren. Er selbst konnte eine Menge mehr als ein paar vertragen und behielt dabei immer noch seine sieben Sinne unter Kontrolle; und auch das war in Ordnung. Aber ein Mann, der nicht trinken konnte oder zu viel trank, ekelte ihn an und machte ihn wütend, und es spielte für ihn keine Rolle, wie viel Geld er dabei liegen ließ.

Er hatte keinen Bedarf an Besoffenen. Und er verheimlichte nicht, dass es so war. Er war erledigt, aber er war immer noch ziemlich geschickt mit den Fäusten und Füßen.

Nachdem er als Saloonbetreiber gescheitert war, probierte er es mit ein paar anderen Sachen. Mit den paar Sachen, die er noch nicht ausprobiert hatte. Machte Transporte mit einem Bierwagen. Stieg bei einem Mietstall ein. Nichts klappte. In den späten Siebzigern ging er zurück nach Nebraska und ergatterte eines der Grundstücke, die man von der Regierung zugeteilt be-

kam – genauer gesagt, holte er zwei Grundstücke raus. Um das zweite zu bekommen, wendete er die nicht ungewöhnliche Praxis an, sich eine Frau zu besorgen, die er als seine Ehefrau registrieren ließ, um dann auf ihren Namen einen zweiten Claim rauszuholen. Natürlich war das nicht legal, aber er war ein »altgedienter Soldat der Union«, und deshalb sollten sie gefälligst Nachsicht üben.

Die Männer der Grand Army in dieser Region hatten sich noch nicht lange zusammengetan. Copperheads – Südstaaten-Sympathisanten – waren deutlich in der Minderheit. Lincoln hatte nur einen Moment lang ein schlechtes Gewissen, als er ein Mitglied der *Night Rider* wurde. Er und seine Freunde statteten jenen Copperheads einen nächtlichen Besuch ab, die erwiesenermaßen gute Claims besaßen, und ließen ihnen die Wahl, entweder zu einem äußerst bescheidenen Preis zu verkaufen oder verjagt zu werden. Nur wenige mussten verjagt werden, und Link redete sich ein, dass er keine Gewissensbisse hatte. Und überhaupt, worüber wollten die Typen sich denn beschweren, wo doch der Süden diese nächtlichen Reiterhorden selbst erfunden hatte? Er war sich ziemlich sicher, dass sie ihn nicht anders behandeln würden, wenn sie die Gelegenheit dazu bekämen.

Mit der Zeit war Lincoln Fargo im Besitz von tausend Morgen besten Nebraska-Tieflands. 1918 sollten diese Morgen einen Wert von dreihunderttausend Dollar haben. Aber zu diesem Zeitpunkt sollten sie ihm nicht mehr gehören. Sie gehörten ihm auch jetzt nicht mehr.

Als in Verdon der Grundstücks-Boom ausgebrochen war, stand er auf der falschen Seite des Zauns.

Jetzt hatte er seine Rente. Er hatte sein Haus und zehn Morgen Land am Rand von Verdon. Hundert-sechzig Morgen hatte er an seinen ältesten Sohn Sherman übergeben.

Tatsächlich gehörte ihm nicht einmal sein eigenes Haus. Er hatte es auf Anraten seines Anwalts seiner Frau überschrieben, um den Schadensersatzzahlungen für diesen alten Bootsunfall zu entkommen.

Lincoln hatte keinen Bedarf an Anwälten.

Er war jetzt sechzig oder fünfundsechzig – wie alt genau, wusste er nicht. Er wusste, dass er alt genug war.

Er saß auf der Veranda seines weitläufigen Bauernhauses, seine Congress-Treter auf die Stange gelegt, seinen großen schwarzen Hut über seinen ergrauten Haarkranz gezogen, seine strahlend blauen Augen in Fleischlappen begraben, die wie schiefwinklige Dreiecke aussahen.

Seine sieben Morgen Getreide waren es dieses Jahr nicht mal wert, geerntet zu werden. Was bedeutete, dass er zukaufen musste, wenn er ausreichend Futter haben wollte. Aber wozu irgendwas füttern? Man hatte nichts als verdammten Ärger damit, und zu verdienen gab's nichts.

Diese Hühner waren auch ein verdammtes Ärgernis (wütend schlug er mit seinem Gehstock nach einem). Ständig verschissen sie die Veranda oder schafften es, in den Garten zu gelangen; zu blöd zum Fressen und zu faul zum Legen. Aber, zur Hölle, was soll's? Sollte seine



alte Lady doch die Veranda putzen; das würde ihr etwas von ihrer Bösartigkeit nehmen. Sollte der Garten doch zur Hölle gehen. Es war billiger, dieses widerliche Dosenzeug zu kaufen.

Außerdem interessierte ihn Essen sowieso nicht besonders. Es machte keinen Spaß zu essen, wenn man's mit dem Zahnfleisch zerkauen musste.

Er hatte auch keinen Bedarf an Zahnärzten.

Er ließ seine Gedanken schweifen, träumte, verschob seine lange, schwarze, billige Zigarre von einem Mundwinkel in den anderen und fluchte geistesabwesend, als er sich fast die Nasenspitze verbrannte. Bei Gott, dachte er, noch ein oder zwei Jahre und ich muss ein Loch in meine Reithosen schneiden und durch meinen Arsch rauchen ... er lachte höhnisch, und sein habichtartiger Körper zitterte, weil er sich dermaßen über die Streiche amüsierte, die ihm das Leben gespielt hatte.

Die Anzahl der Dinge, die ihn nicht mehr kümmerten oder zu denen er kein Vertrauen mehr hatte, war befremdlich und schockierend. Aber er hatte alles gesehen und mitgemacht, was ihm zu sehen und mitzumachen möglich gewesen war. Er hatte alles auskostet, bis an die äußersten Grenzen seiner Möglichkeiten. Dem war nichts hinzuzufügen. Alles, was jetzt noch übrig blieb, war der Prozess des Verschwindens. Er fragte sich, ob es jedem so ging, und kam zu dem Schluss, dass es so sein musste. Und er fragte sich, wie sich die anderen dabei fühlten, und kam zu der Überzeugung, dass sie sich dabei so fühlen mussten wie er selbst. Das

war alles, was das Leben zu bedeuten hatte: Es war ein Geschenk, das dir langsam weggenommen wurde. Eine Art Indianergeschenk. Am Anfang hattest du eine Handvoll Irgendwas und am Ende eine Handvoll Nichts. Die besten Sachen wurden dir am Ende weggenommen, wenn du sie am dringendsten gebraucht hättest. Wenn man den Boden des Topfs erreicht hatte, wenn es keinen Grund mehr zu leben gab, dann starb man. Wahrscheinlich war es gut so.

Er hatte keinen Bedarf mehr an diesem Leben. Auf jeden Fall sehr wenig.

Er war ziemlich am Ende angekommen, aber es war ein langes und spannendes Spiel mit nicht gerade wenig Spaß gewesen. Es war weniger der Verlust, der ihn störte, sondern der Vorgang des Verlierens. Falls es eine Möglichkeit gegeben hätte, die Sache zu beschleunigen, hätte er seinen Platz bereitwillig geräumt.

Er vermutete, dass es sein Stolz war, der ihn noch am Leben hielt. Willenskraft.

Er fragte sich, wie lange es dauern würde, bis er auch daran keinen Bedarf mehr hatte.

Er kam zu dem Schluss, dass es nicht mehr lange wäre.

Die Fliegengittertür hatte sich geöffnet, und sein Sohn Grant war herausgekommen.

»Ich wünsch dir einen schönen Nachmittag, Pa«, sagte er.

»Ich schätze, es ist Nachmittag, oder?«, sagte Link.

Er sah seinen Sohn flüchtig an, hustete, nahm seine Füße von der Stange, räusperte sich und spuckte auf

ein vorbeilaufendes Huhn. Dann lehnte er sich wieder zurück und sah Grant aus den Augenwinkeln verstohlen an.

Der junge Mann holte eine Packung Zigaretten heraus, nahm sich eine, klopfte damit auf sein Handgelenk und stand so da. Er spürte die Abneigung seines Vaters und fühlte sich unbehaglich. Als Lincolns Sohn hatte er das starke Bedürfnis, von ihm gemocht zu werden. Unglücklicherweise mochte er auch sich selbst, so wie er war, sehr.

Grant war das jüngste von Lincolns vier Kindern. Groß und dünn, wies seine Erscheinung eine leichte Ähnlichkeit mit Edgar Allan Poe auf, die in seiner eigenen Vorstellung jedoch unübersehbar groß war. Er trug einen perlmuttfarbenen Derby-Hut, einen modisch geschnittenen Anzug mit Bundfaltenhosen und gelbe Schuhe mit Metall- und Glasknöpfen. An seinem Revers war mit einer schwarzen Zelluloid-Rosette und einem Stück schwarzem Bändel ein Kneifer mit Linsen aus Fensterglas befestigt. Sein halb offener Kragen war mit einer locker gebundenen schwarzen Krawatte ausgerüstet. Unterm Arm trug er ein Exemplar von *Rubáiyát* mit sich.

»Sieht so aus, als könnte es Regen geben«, bemerkte er.

Lincoln spuckte wieder aus. Während sein Sohn mit einem erstarrten nervösen Lächeln im bleichen Gesicht abwartete, nahm er seine Zigarre aus dem Mund, knips-te das zerkaute Ende mit Daumnagel und Zeigefinger ab und schnippte es in den Hof. Er kicherte und

schnaubte verächtlich, als ein Huhn den zweifelhaften Leckerbissen runterwürgte. Als er sich wieder zurücklehnte, warf er Grant einen kurzen scharfen Blick zu, der so voller Ekel und höhnischer Ablehnung war, dass dieser fast seine Zigarette fallen gelassen hätte.

### 3.

»Wie viel?«, fragte Lincoln barsch. »Ich geb dir einen Dollar und keinen verdammten Cent mehr.«

»Ich habe dich um nichts gebeten«, sagte Grant und wurde rot.

»Hättest du aber.« Lincoln fummelte einen Silberr-dollar aus seiner Tasche und warf ihn ihm achtlos zu. Und schnaubte abermals verächtlich und hustete, als der junge Dandy sich nach dem Geldstück streckte und sein Hut dabei herunterfiel.

Grant strich sich eine aus der Fassung geratene Locke seines schwarzen Haars zurück und setzte sich seinen Hut sorgfältig wieder auf. Seine Gesichtsfarbe hatte von Rot zurück auf Weiß gewechselt.

»Wenn's nicht wegen diesem Balg wäre«, sagte er, »würde ich das Geld nicht brauchen.«

»Welches Balg?«

»Ich spreche von deinem Enkelsohn, mein Nefee, Master Robert Dillon. Ich hatte einiges Wechselgeld – ich weiß nicht genau, wie viel – in der Tasche, als ich gestern Nacht ins Bett ging. Heute Morgen war's verschwunden.«

»Er hat's nicht genommen«, sagte Link.

»Wer denn sonst?«

»Niemand.«

»Ich verstehe«, sagte Grant pikiert. »Du willst damit sagen, dass das ...«

»Siehst du das?«, sagte Lincoln und deutete mit seinem Gehstock. »Das Gatter da draußen? Pass mal auf, falls ich je von dir höre, dass du den Jungen in irgendeiner Weise beschuldigst oder schlecht behandelst, dann trete ich dir in den Arsch, dass du von hier bis dort fliegst.«

Grant grinste verächtlich. »Hab's verstanden!«, sagte er.

»Edie ist jetzt seit zwei Monaten hier«, fuhr der alte Mann fort. »Und du und deine Mutter, ihr habt alles getan, was man tun kann, damit sie sich nicht wie zu Hause fühlt. Sie ist heute rausgefahren und versucht, auf dem Land eine Schule für den Winter auf die Beine zu stellen. Ihr Ehemann ist abgehauen, weiß Gott, wo er ist, und sie hat die Verantwortung für ein Kind; aber sie lässt sich nicht unterkriegen, ohne Theater und Wirbel darum zu machen, bemüht sich, ein neues Leben aufzubauen ... Und du, also ... wie lange bist du jetzt hier?«

»Falls es von Bedeutung ist«, sagte Grant, »es sind jetzt annähernd drei Jahre.«

Lincoln dachte über die Antwort nach, nickte dann, widerwillig zustimmend.

»Ich schätze, mehr sind's nicht. Und jetzt schau mal dich an ... jung, kräftig, ein Mann, musst dich um niemanden kümmern, außer um dich selbst, und hast einen guten Beruf. Aber du willst nichts arbeiten. Willst

nur ewig so weitermachen, auf Kosten deiner Eltern leben, bettelst, dass sie dir Geld geben ...«

»Das ist nicht ... das ist nicht fair!« Grant heulte entrüstet auf. »Ich bin sehr wohl willens und bestrebt zu arbeiten. Was glaubst du, wie ich mich fühle, nachdem ich mein halbes Leben damit verbracht habe, einen Beruf zu erlernen, um dann von einer Maschine aus meinem Job verdrängt zu werden! Ich habe in Dallas für die *News* gearbeitet und für den *Star* in Kansas City, und ...«

»Ich glaube, ich würde lernen, eine dieser Maschinen zu bedienen.«

»Aber ich nicht! Niemals!« Grants Ausruf war so leidenschaftlich, dass ihn sein Vater fast mit Respekt betrachtete. Für einen Mann mit Prinzipien hatte er was übrig, selbst wenn sie von der falschen Sorte waren. »Entweder ich bin ein Schriftsetzer, der's mit der Hand macht, so wie es ursprünglich gedacht war, oder ich bin überhaupt keiner!«

»Gut, dann setz eben mit der Hand«, sagte Link. »Es gibt eine Menge Zeitungen, die noch keine von diesen Linotype-Maschinen haben.«

»Stimmt, und was zahlen diese kleinen Wurstblätter! Warum sollte ich, wo ich mich bis *dreißig Dollar die Woche* hochgearbeitet habe!«

Lincoln wollte ihn schon fragen, was für Pläne er hätte, aber er tat's nicht. Es hatte keinen Zweck. Sie hatten dieses Thema schon hundert Mal durchgekaut. Wenn es ihn nicht wütend gemacht hätte, dass Grant seinen Enkelsohn beschuldigte, hätte er dieses Fass nie wieder aufgemacht.

»Eines Tages ... und der wird nicht allzu fern sein«, sagte Grant, »wirst du erleben, dass die großen Blätter diese dämlichen Maschinen auf die Straße rauswerfen. Und dann werde ich hier so schnell verschwinden, dass euch die Köpfe rauchen. Und ich werde alles zurückzahlen, was ich dir und Ma schulde. Mit Vergnügen!«

»Schön«, sagte Lincoln überdrüssig, »wir werden's sehen. Und was hast du heute Nachmittag vor?«

»Ich bin mit Bella verabredet.«

»Bleibst du zum Abendessen? Wenn ja, solltest du besser deiner Mutter Bescheid sagen.«

»Ich habe ihr gesagt, dass ich nicht hier sein werde«, sagte Grant. »Wie auch immer, ich bin nicht bei den Barkleys zum Abendessen. Bella macht einen Picknickkorb zurecht, und wir essen unten am Fluss.«

Lincoln saß da und starrte einen Moment lang vor sich hin.

»Bella ist deine Cousine, Grant.«

»Richtig, Pa«, lachte sein Sohn, »glaubst du, das wüßte ich nicht?«

»Glaubst du, du solltest deiner eigenen Cousine an die Wäsche gehen?«

Grant lachte, ein wenig unsicher und ein wenig enttäuscht. »Erst mal vorweg, ich gehe ihr nicht an die Wäsche. Sie interessiert sich für Poesie, Reisen und Weltpolitik – genau die Sachen, die mich interessieren. Es macht uns einfach Spaß, wenn wir uns treffen.«

»Sie ist ein ziemlich gut aussehendes Mädchen«, sagte Lincoln. »Wenn ich in deinem Alter wäre, würde es mir in Bellas Nähe verdammt schwerfallen, mich auf



Bücher zu konzentrieren. Und sie hatte schon immer eine gehörige Portion Willenskraft, auch das.«

Grant verfärbte sich. Er fummelte peinlich berührt am Bündel seines Kneifers.

»Ich bin mir sicher, ich habe nichts ... ich meine, Bella ist vollkommen sicher in meiner Begleitung. Abgesehen davon, Pa, wie viele Familien – von guter Herkunft – gibt es denn in der Stadt, die nicht irgendwie mit uns verwandt sind? Was sollte man als Familienmitglied tun, sich niemals mit irgendeinem Mädchen treffen?«

»Ja, da ist was dran«, gab Lincoln Fargo zu. »Es ist so gut wie egal, woher der Wind weht, du triffst mit deiner Spucke einen Verwandten der Fargos. Aber Bella ist deine Cousine, das Kind der Schwester deiner eigenen Mutter. Du könntest sie nicht heiraten.«

»Ich hatte nicht ... ich habe nicht vor, sie zu heiraten.«

»Gut, das könntest du auch nicht«, wiederholte Link. »Wäre vielleicht eine gute Idee, wenn du das im Kopf behältst.«

»Pa ... um Gottes willen!« Grant machte ein gequältes Gesicht, schnippte seine Zigarette weg und stieg von der Veranda. Mit steifem Schritt ging er den Weg hinunter zum Gatter, die verletzte Unschuld in Person, ein junger Mann, der zu stolz und rein war, um üble Schimpfwörter auszuspucken oder böse Gedanken in sich zu tragen. Aber in seinem Inneren hatte er Angst bekommen und fluchte ... Hatte der alte Mann etwas mitbekommen oder stellte er einfach Vermutun-



Jim Thompson

**Fürchte den Donner**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43787-6

Heyne Hardcore

Erscheinungstermin: Dezember 2015

Willkommen in Verdon, Nebraska ... Lincoln Fargo ist der Patriarch des Fargo-Clans, einer dekadenten Familie, die auf ihrem Landsitz in einer selbstgeschaffenen Welt des Abgründigen lebt. Fargo blickt auf ein Leben in Sünde zurück, seine gottesfürchtige Frau Pearl steigert sich in den Wahn, den Familienbesitz an Gott zu verkaufen, während ihr Sohn Grant immer weiter zerfällt. Doch dies ist nur die Oberfläche der Verkommenheit ...



**Der Titel im Katalog**